

Veronika Rotfuß

# mücke im märz

**CARLSEN**

## 1

Der einzig wirkliche Mann, für den es sich lohnt aufzuste-  
hen, ist Yurik. Aber der nimmt mich nicht wahr. Obwohl  
er behindert ist. Sein linkes Bein ist drei Zentimeter kürzer  
als sein rechtes. Wenn ich behindert wäre, würde ich mich  
mein Leben lang benachteiligt fühlen und jedes Mädchen  
toll finden, das mich anschaut. Yurik nicht. Yurik hat Cha-  
rakter und vielleicht denkt er, ich habe keinen. Oder er  
bemerkt nicht, dass ich ihn anschau. Oder er glaubt, dass  
ich an Martin interessiert bin, weil der mir gestern zur  
Bushaltestelle gefolgt ist. Wenn er das glaubt, bin ich tot.  
Bestimmt glaubt er das. Ich bin tot. Ich lasse meine flache  
Hand auf den Wecker fallen, bevor er klingelt. Jan ist schon  
wach und singt im Bad hässliche Songs aus den Kinder-  
charts. Papa steht vor dem Schreibtisch eines fetten Chefs in  
Tokio und Frau Kowalski wäscht Mama im Schlafzimmer  
den Hintern. Das hat damit zu tun, dass Mama krank ist.  
Aber darüber spreche ich nicht gern, nicht morgens, nicht  
freitags, dem letzten Tag der Woche, an dem ich Yurik  
begegnen kann. Frau Bergoll, unsere Kunstlehrerin, die  
einen Dachschaten hat – keinen echten Dachschaten wie  
Mama, sondern einen, den sie sich bei ihrem Kunststudium  
zugezogen hat –, hat uns letzte Woche aufgefordert, uns

vorzustellen, welches Tier wir sein könnten. Ich habe keinen blassen Schimmer, welches Tier ich sein könnte, aber was Yurik sein könnte, weiß ich: ein junger, sandfarbener Puma. Ein Puma, der stark ist und in sich ruht, weil er bereits an der Größe seiner Pranken absehen kann, dass er ein gewaltiges Tier wird. Dass Yuriks Beine ungleich lang sind, macht ihn kein bisschen weniger zu einem Puma. Im Gegenteil: Wie er damit klarkommt, füllt mich immer mit Respekt. Besonders wenn ich ihn während der Pause mit Ole und Samuele beim Kicken beobachten kann. Deswegen würde ich mich natürlich gern als einen jungen, sandfarbenen, weiblichen Puma sehen, aber das ist Schwachsinn. Ich bin dünn und etwas zu lang geraten für meine Begriffe, meine kurzen dunklen Haare sind widerspenstig und stumpf, und ich habe Glück, wenn niemand auf die Idee kommt, mich mit einem Regenwurm zu vergleichen. Aber größer als Yurik bin ich nicht. Und das ist alles, was zählt. Deshalb gebe ich uns beiden eine echte Chance. Er muss mich nur noch bemerken. In fünf Minuten werde ich das Haus verlassen, in fünfzehn Minuten in der Schule stehen, in sechzehn Minuten mein verführerischstes Lächeln lächeln, in siebzehn Minuten Yurik sehen.

In der letzten Stunde Sport dürfen sich die Jungs von der obersten Sprosse der Kletterwand auf die Matten fallen lassen, mit Salto oder Arschbombe. Wir müssen Pferdchenschritt machen. Auf dem Schwebebalken. Es ist so unfair, ich könnte sterben. Mein Blick schweift ständig zur Sprossenwand, ich wende meine ganze Konzentration auf, um

möglichst unauffällig möglichst viel von Yurik zu sehen. Dabei geht es vor allem darum, dass Nora nichts bemerkt. Nora ist meine beste Freundin und hat einen sehr feinen Riecher für jede Art von Veränderung an mir, was mir manchmal das Gefühl gibt, dass ich sie unendlich mag, und manchmal, dass ich sie unendlich hasse. Yurik und Samuele lassen sich besonders gefährlich von der Sprossenwand fallen, also mindestens mit einem Salto. Wenn ich auch von der Sprossenwand springen dürfte, würde ich springen, was das Zeug hält, um Yurik zu zeigen, dass ich genauso ein Puma sein kann wie er. Stattdessen die Erniedrigung auf dem Schwebebalken in meiner lila Glitzerhose. Frau Kowalski kommt mit dem Wäschewaschen nicht mehr hinterher, seit Mamas Protestscheißen nicht mehr nur Montag bis Donnerstag, sondern auch am Wochenende, wenn Papa da ist, für enormen Lakenverschleiß sorgt. Deshalb und weil Nora mir nicht, wie versprochen, eine ihrer Turnhosen mitgebracht hat, trage ich meine alte glitzerlila Turnhose und verbringe die Hälfte der Zeit mit Verstecken auf der Mädchentoilette. Für den Fall, dass Frau Ude nach mir sieht, habe ich mich schon in der Bauchschmerzhaltung auf dem Kachelboden positioniert. Es ist kalt auf dem Boden, ich bin erledigt von der vielen Hoserniedrigung, ziehe meine Knie nah an mich ran und wünsche mir sechs Monate lange Ferien und dass ich ein sandfarbener Puma bin. Die Tür geht auf und herein kommt nicht Frau Ude, sondern Yurik. Seine hellen, etwas vernachlässigten Haare kleben an seinem weißen, pulsierenden Hals. Unter dem blauen T-Shirt mit dem Riss an der

Naht zeichnen sich seine irgendwie vermurksten und doch geschmeidigen Schultern ab. Er schaut mich an und entschuldigt sich nicht, also ist er nicht aus Versehen in die falsche Toilette gestolpert. Ich blicke zu ihm auf und es ist zu spät für das Verführungslächeln, weil das kombiniert mit der Bauchschmerzpose nicht gut aussieht.

»Versteckt du dich?«, fragt er nüchtern.

»Nee«, entgegne ich, »und du?«

»Weiß nicht. Bleibst du nach der Schule noch?«, fragt er.

»Vielleicht«, sage ich »ich hab eigentlich noch was vor.«

Das ist gelogen. Aber schlimmer als Lügen ist, wenn er denkt, ich will was von ihm, nur weil ich eine lila Hose trage.

»Ich hab letzte Woche Martin in den Schwitzkasten genommen, weil er gesagt hat, deine Mutter ist 'ne Irre. Bis er geheult hat.«

»So 'n Quatsch«, sag ich, »sie war öfter krank letztes Jahr.«

»Ach so«, sagt er, und weiter nichts. Mit einem Mal sieht Yurik so hilflos aus. Steht da und scheint am Ende zu sein mit dem, was er zu sagen hat. Gar nicht wie ein Puma. Auf einmal. Trotzdem wirkt das nicht schwach, wie bei mir. Yurik wirkt überhaupt nie schwach.

»Komm mal rüber«, fordere ich ihn auf, und er geht mit mir in den Dushraum, wo ich ihn gegen die Fliesen drücke und auf den Mund küsse. Die Neonröhre flackert und ich denke, dass das mein erster Kuss mit allem Drum und Dran ist, dass der Glitzer auf der Hose jetzt noch mehr glitzert, und wenn plötzlich Wasser aus den Duschköpfen käme

wäre es wie in einem Musikvideo, und das Wasser würde steigen und vielleicht würden die Türen klemmen und wir würden ertrinken in dem Meer unserer Liebe, und am nächsten Tag würde jemand die Tür aufstemmen und uns als zwei blaue, aneinandergeschmiegte Leichen aus der Dusche ziehen und bei der Obduktion würde man feststellen, dass ich nicht als Jungfrau gestorben bin, und Nora wäre neidisch.

Als ich abends nach Hause komme, sitzt Frau Kowalski am Bett meiner Mutter, die zusammengesunken in den großen Kissen aus dem Mundwinkel sabbert. Besorgt sieht mich Frau Kowalski aus den Augenwinkeln an. Ihr kugelrunder Körper bebt unter der malvenfarbenen Bluse. Irgendwas stimmt nicht. Das bläuliche Licht der Nachttischlampe wirft einen unnatürlichen Schein auf die schlafende Gestalt unter den Decken.

»Deine Mutter hatte einen Anfall«, sagt sie, »hat deinen Bruder gewürgt.«

Bitte nicht! Ihre Worte bohren sich mir in den Magen, eine eiserne Faust zwischen meinen Eingeweiden. Dass Mama vergesslich ist, dass ihr schwindlig wird, dass sie ihren Namen nicht mehr weiß, das ist nichts Neues. Aber Jan würgen? Jemandem weh tun?

»Wo ist er jetzt?« Jan wird einen Mörderschreck bekommen haben. Er kommt am schlechtesten mit Mamas Krankheit klar und ist in letzter Zeit sehr anhänglich geworden.

»Wo ist wer?«, fragt Frau Kowalski.

»Jan.«

»Ich habe ihn vorhin zu deiner Tante gebracht. Es ist sicher besser, wenn er dort übernachtet. Doktor Klinger ist sofort vorbeigekommen, als ich ihn angerufen habe, um deiner Mutter eine Spritze zu geben. Jetzt hat sie sich beruhigt.« Doktor Klinger ist ein Freund meiner Eltern und berät Papa wegen Mamas Krankheit. Das war nicht immer so. Vor zwei Jahren, als es ihr noch gut ging, war Doktor Klinger oft zum Essen da, wie ein ganz normaler Gast. Meistens am Wochenende, wenn Papa von den Geschäftsreisen heimkam. Außer viel arbeiten kann mein Vater nämlich noch Spargelcremesuppe kochen und ein paar ausländische Gerichte, auf die er sehr stolz ist. Am Wochenende kam also manchmal Doktor Klinger und blieb, bis Jan und ich ins Bett mussten, und noch länger. Ich konnte hören, wie meine Eltern eine zweite und dritte Flasche Wein öffneten und bis tief in die Nacht über die langweiligsten Dinge lachten. Mama war damals noch kein bisschen verrückt, sondern machte verlockende Nachspeisen, war streng, wenn ich meine Hausaufgaben nicht machte, autoritär, wenn sie dachte, ich könnte faul werden, und insgesamt so normal und unnormale wie jede andere Mutter.

Frau Kowalski rafft sich auf, greift ihre Tasche und das kleine Köfferchen, das sie immer packt, um am Wochenende zu ihrem Mann nach Lüneburg zu fahren.

»In einer halben Stunde kommt dein Vater vom Flughafen. Ich muss los, aber sie wird jetzt fest schlafen. Kann ich dich alleine lassen mit ihr?«

»Klar«, antwortete ich.

»Wenn sie aufwacht, ruf mich sofort an. Aber dein Vater wird gleich hier sein.« Den Mantel über dem Arm, steht sie im Gang und sieht mir besorgt und forschend in die Augen.

»Sie können gehen, wirklich. Ich rufe an, wenn Mama wach werden sollte.«

Ich setze mich leise an Mamas Bett. Frau Kowalski zieht die Haustür hinter sich zu. Draußen wird es dunkel. Aggressiv soll Mama geworden sein? Schwer, sich das überhaupt vorzustellen.

(...)

»Komm, wir machen einen Ausflug, das wird dir Spaß machen«, höre ich mich sagen. Behutsam ziehe ich sie aus dem Bett, wickele sie in Jans Schlafsack, hieve sie in den Rollstuhl und drücke ihr Paps Pelzmütze, die er während seines Aufenthalts in Russland immer getragen hat, auf den Kopf. Als wir aus dem Haus kommen, bläst uns ein scharfer Wind entgegen. Langsam schiebe ich sie die Straße entlang zur U-Bahn-Station. Es ist kühl. Fahl beleuchtet liegt der feuchte, schwarze Gehweg vor uns, einzelne Passanten eilen vorbei, die Hand am Schal oder unter die Arme geklemmt. Ich habe keine Ahnung, wohin ich will. Weiß nur, dass ich meine betäubte, dösende Mutter an irgendeinen Platz bringen möchte, der weniger eng und duster ist als ihr Schlafzimmer, heute Abend. In der U3 starrt uns ein alkoholisierte Punk an. Mama muss niesen und schlägt für einen Moment die Augen auf. Der Hund des Punks leckt über ihre Finger. »Hast du den Hasenkäfig nicht geputzt?«, fragt sie mich unvermittelt.



»Doch«, sage ich, »ganz sauber.« Sie nickt und schläft wieder ein. Wir haben keine Hasen mehr. Seit über fünf Jahren nicht. An den Landungsbrücken steigen wir aus. Ich schiebe sie nah am Wasser, Richtung Fischmarkt und weiter. Mama hebt den Kopf und sieht sich interessiert um. So viel zu der Wirkung der Spritze. Sie ist hellwach, aber kann mich offensichtlich nicht richtig zuordnen. Auch der Hafen kommt ihr anscheinend fremd vor. Mehrmals schießt sie mich verloren an, zupft an meinem Ärmel, sagt nichts. Ich erzähle ihr, dass ich heute Yurik geküsst habe und sie Jan ziemlich erschreckt haben muss, dass Papas Mütze nach Dachboden riecht und dass uns vielleicht bereits die Polizei sucht. Ich lasse mir Zeit. Rolle sie stetig weiter zum Ausrüstungskai. Meine Hände sind eiskalt. Ich hätte Handschuhe anziehen sollen. Mama lehnt sich links und rechts aus dem Rollstuhl, manchmal verspannt sich ihre Gesichtsmuskulatur, dann lächelt sie wieder. An einer auf das Ponton reichenden Rampe halten wir. Durch die schnell vorbeiklaffenden Wolken lugen ein, zwei unscheinbare Sterne. Es ist still. Mama dreht sich zu mir um und sagt: »Lass den Rollstuhl los.« Sie ist vollkommen klar. Sieht mich ernst an. Sieht mich direkt an. Ich denke nicht nach, löse die Bremse, nehme erst die eine Hand, dann die andere von den Griffen. Mama rollt die Rampe runter. Der Rollstuhl gewinnt an Geschwindigkeit, eine Schiffs sirene hupt, eine Möwe schreit, Wolken rasen, hart schlägt der Wind auf mich ein, Mama reißt den Kopf herum, ruft mir lauthals zu: «Heute hat mir ein Hund über die Hand geleckt und du hast Yurik geküsst! Stell dir das mal vor!» Und ich renne

hinterher, versuche den Rollstuhl zu fassen, schreie sie an, schreie lauter als sie, schreie lauter als Nora, Frau Kowalski, Papa, Jan und Yurik: »Ja. Ja!« Ich greife nach dem Rollstuhl, ich greife, doch er ist viel zu schnell. Er rast, ich kriege ihn nicht zu fassen, brülle: »Mama, das Wasser!« Und sie, immer noch mit dem Kopf zu mir gedreht, reißt den Mund auf, lacht, völlig durchgeknallt, beugt sich seitlich aus dem Rollstuhl, so dass er plötzlich schräg fährt, kippt, auf einem Rad steht und scheppernd kurz vor dem Ende der Rampe umstürzt. Mama kugelt mitsamt Schlafsack und ihrem verzerrt lachenden Gesicht heraus und bleibt am Boden liegen.

Mein Herz schlägt bis zum Hals, ich renne zu ihr, werfe mich auf sie, halte sie fest, kralle mich tief in den dicken Stoff des Schlafsacks. Sie hält mich auch fest, streichelt mein Haar, lacht noch ein bisschen und verstummt. Die Wolken über uns ziehen weiß und fahrig weiter, rötlich schimmert das Hafenlicht auf dem schwarzen Wasser. In kurzen Abständen flatschen seichte Wellen gegen den Ponton. Flatsch. Flatsch. Ich liege auf meiner Mutter und höre zu. Flatsch. Flatsch. So ein Abend könnte eigentlich sehr schön sein. Wenn ich zum Beispiel auf Yurik läge anstatt auf meiner Mutter, wäre es perfekt. Oder neben Yurik. Oder wenn wir uns gegenüberstehen würden. Yurik ist, wie ich schon sagte, größer als ich, weshalb ich mir beim Gegenüberstehen auch nicht dumm vorkommen würde. Das ist eine der Schwierigkeiten, die man zu bewältigen hat, wenn man als Frau 1,75 m groß ist und im schlimmsten Fall auch noch wachsen wird: einen Mann zu finden, der in der neun-

ten Klasse mindestens 1,76 m groß ist und mit Sicherheit noch wachsen wird.

»Da darfst du dir nichts vormachen, Mücke«, hat Nora letztes Schuljahr zu mir gesagt. »Männer wollen keine Frau, die ihnen auf den Kopf spucken kann.«

»Ich mache mir überhaupt nichts vor«, erwiderte ich. »Glaubst du, ich will einen Mann, neben dem ich aussehe wie Kran?«

Nach einer Weile rappele ich mich mühsam auf und setze mich neben den Rollstuhl. Mir ist schlecht. Ich frage Mama, ob sie sich weh getan hat, aber sie sieht schon wieder ganz abwesend aus und hat die Augen geschlossen. Jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, was ich machen soll. Mein Magen gluckst komisch. Wenn doch Papa da wäre. Wahrscheinlich ist er längst zu Hause und macht sich höllisch Sorgen. Bestimmt hat er die Polizei alarmiert. Er wird denken, Mama hat mich angegriffen. Das liegt nahe, nach dem, was sie heute mit Jan gemacht hat. Ich muss ihn unbedingt anrufen. Aber hier ist keine Telefonzelle und mein Handy liegt zu Hause. Und kein Mensch ist hier. Ich versuche Mama wieder in den Rollstuhl zu stemmen. Sie scheint schwerer geworden zu sein. Ungesund blass wirkt ihre Haut, wie Plastik. Prüfend lege ich mein Ohr an ihren Mund. Atmet sie? Ich kann ihren Puls kaum fühlen. Bin mir nicht sicher, ob es an meiner Hektik liegt oder ob er tatsächlich ausgesetzt hat. Panisch schüttele ich ihren schweren Oberkörper, schlaff hängt sie in meinen Armen. Versuche wiederholt, ihren Atem zu hören, drehe mich um meine eigene Achse. Wenn sie jetzt tatsächlich nicht mehr

atmet? Kein Mensch hier! Kein einziger verdammter Mensch! Ich springe auf, doch schaffe es kaum, mich selber auf den Beinen zu halten. Mir bleibt nichts anderes übrig, ich muss sie alleine lassen und eine Telefonzelle finden. Ich werfe den Schlafsack über sie und renne los. So schnell ich kann, laufe ich den spärlich beleuchteten Weg zurück in Richtung Landungsbrücken. Der Boden unter meinen Füßen schluckt meine Kraft, viel zu langsam komme ich vorwärts, reiße meine Beine voran, nicht stehen bleiben, ich will nicht umkippen! Wie spät ist es? Warum ist hier niemand? Bin ich überhaupt auf diesem Weg hergekommen? Kein Licht in dem Gebäude zu meiner Linken! Beinahe pralle ich mit einer jungen Frau und ihrem Begleiter zusammen. Ich schreie, sie sollen einen Notarzt rufen. Der Mann kümmert sich darum, die junge Frau spurtet mit mir zu Mama. Als wir ankommen, liegt sie noch immer an der Stelle, an der ich sie zurückgelassen habe. Die Frau spricht sie an. Mama reagiert nicht. Die Frau dreht an ihr herum und stellt mir nervöse Fragen, aber ich bin auf einmal müde und will gar nichts mehr, nur dass Papa endlich kommt und die Übelkeit weggeht. Ich sinke auf einen Pfosten und halte meinen Bauch. Nach ein paar Minuten hören wir die Sirene des Krankenwagens. Er nähert sich schnell, kurvt das Ufer entlang, stoppt. Blaues Licht fällt auf das dunkel schwappende Meer. Zwei Sanitäter springen aus den Türen und kümmern sich um Mama. Die junge Frau sagt etwas über mich, worauf einer der Männer einen Blick auf mich wirft und irgendetwas wissen will. Sie legen Mama auf eine Trage und schieben sie in den Wagen, ich soll auch mit hinein, die

Frau drückt zum Abschied meine Hand, und schon fahren wir los. Grell und ungesund weiß strahlt das künstliche Licht im Krankenwagen. Der Sanitäter hantiert mit einem Gerät und leuchtet in Mamas Augen. Es rumpelt unheimlich, ich halte mich an einem der Griffe fest und versuche an eine Wiese zu denken. Eigentümliche Geräusche klettern meine Speiseröhre aufwärts. In meinem Kopf klirren die blendenden Instrumente des Arztes, seine abgehackt routinierte Stimme, ich halte mir die Ohren zu. In der Notaufnahme des Krankenhauses werde ich auf einen Stuhl platziert, sitze da und kann nichts denken. Gerade als eine Schwester mir einen Tee gibt, fliegen die Schwingtüren auf und Papa keucht, mit rotem Kopf und offener Jacke, herein. Er läuft auf mich zu, packt mich unter den Armen, drückt mich gegen seinen kratzigen Hals. Jetzt endlich kann ich mich übergeben und spucke eine beträchtliche Lache mitten in den Krankenhausflur.



Veronika Rotfuß

**Mücke im März**

Umschlaggestaltung: formlabor

Ca. 192 Seiten

Ab 13

14,5 x 21,5 cm, Klappenbroschur

ISBN 978-3-551-58195-2

Ca. € 12,00 (D) / € 12,40 (A) / sFr 21,90

Erscheint im Juli

## Klappenbroschüren für Mädchen



Kari Ehrhardt  
**Alles Anders**  
 ISBN 978-3-551-58174-7  
 € 12,- (D) / € 12,40 (A) /  
 sFr 21,90



Carolyn Mackler  
**Die Erde, mein Hintern und andere dicke runde Sachen**  
 ISBN 978-3-551-58132-7  
 € 13,- (D) / € 13,40 (A) /  
 sFr 24,50



**Ausgezeichnet mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2007**  
 Do van Ranst  
**Wir retten Leben, sagt mein Vater**  
 ISBN 978-3-551-58156-3  
 € 12,- (D) / € 12,40 (A) /  
 sFr 21,90



Faïza Guène  
**Träume für Verrückte**  
 ISBN 978-3-551-58186-0  
 € 12,- (D) / € 12,40 (A) /  
 sFr 21,90



Autumn Cornwell  
**Carpe diem**  
 ISBN 978-3-551-58167-9  
 € 14,- (D) / € 14,40 (A) /  
 sFr 25,90



Risa Wataya  
**Hinter deiner Tür aus Papier**  
 ISBN 978-3-551-58163-1  
 € 12,- (D) / € 12,40 (A) /  
 sFr 21,90